



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Rundgang am Bodensee.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und bei diesem geistigen Kampfe (bei dem wir also ganz mit Luther fordern: „man lasse die Geister auf einander plagen“) wird die Theologie der rechten Bundesgenossen, die von Gott selbst in die menschliche Natur gelegt sind, nicht entbehren, weil, wenn auch nicht die ausgebildete Vernunft und Religion, so doch die Anlage zu Vernunft und Religion zum Wesen des Menschen gehört, deren Ausbildung also ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist, dessen Befriedigung nur von krankhaftem Denken oder fleischlicher Verkehrtheit nicht gewürdigt wird. Aber die Anzeigen sind da, daß auch die Naturforschung bereits erkennt, daß sie ohne geistiges Substrat überhaupt keine Wissenschaft ist, wie gerade einer der größten Meister wirklicher Naturforschung Liebig zu seinem ewigen Ruhme ausgesprochen hat. Nur ist bei diesem nothwendigen Kampfe der Vertreter der religiösen und geistigen Interessen überhaupt zu wünschen, ja es kann nicht laut genug gefordert werden, daß die sog. Presse vielmehr als es bis jetzt (wenigstens von evangelischer Seite, denn die katholischen Geistlichen sind darin klüger) geschieht, gerade von den evangelischen Geistlichen benutzt werde, um der Vergiftung des Volkes durch hohle Phrasen von falschem Liberalismus und falscher Humanität und falschem Fortschritt entgegen zu arbeiten. Denn aller wahrer Liberalismus, alles Recht, alle wahre Freiheit, alle wahre Humanität haben nur in der religiös-sittlichen Idee, deren vollkommenster Ausdruck das Christenthum ist, ihren Grund, ihre Erklärung und ihre Berechtigung.

Vorerst räume man aber die materiellen Gründe des Theologen-Mangels weg, indem man das Einkommen so stellt, daß auch die Geistlichen den übrigen Beamten gleich stehen, und man wird es sonst ruhig der Theologie überlassen können, im unlöslichen Bunde mit dem religiösen Bedürfnisse des Menschen mit den Verirrungen angeblicher „Wissenschaft“ fertig zu werden.

Sin Rundgang am Bodensee.

Wir stehen am Ufer des größten und vielleicht des schönsten Sees, den unser deutsches Land besitzt. Schneumsäumt ragen die Schweizer Berge herüber, hier der wundersame Säntis und dort die Churfirstenkette mit zerklüfteten Gipfeln; am Ufer heitere Städte und über der Fluth das weiche volle Morgenläuten. Welche Farbenpracht, welche wonnige seelühle Luft! Draußen am Strande, wo die Barke abstößt, ist die Fluth wie ein Smaragd, durch den die Sonne scheint, dann wird sie tief und immer tiefer, ein unergründ-

liches Blau beginnt und der starke Nordwind faßt die Wogen, daß das Segel flattert und der Schaum die Flanken neßt. Ha wie das rauscht und fliegt, nur fest die Hand ans Steuer, denn unter uns liegt eine unermessliche Tiefe!

Kein anderer von allen deutschen Seen bietet diese unermessliche Skala von Tönen dar, vom holden Wogensang bis zum brausenden Sturmgeheul und diese Skala von Farben vom rosigen Dämmerlicht bis zur finsternen Wetternacht. Eine wundersame Schönheit und eine furchtbare Kraft, wie sie nur die Natur und nicht der Mensch vereinigt, sind verbunden in diesem Namen und darin liegt gewiß die unbewußte Macht, die der Bodensee, die alle großen Seen auf uns üben. Auch sie, wie der Schooß der Berge sind eine geheimnißvolle Werkstatt der Natur, in die kein menschliches Auge dringt, holder Segen und wüste Verheerung wird dort gezeugt, aber das Walten beider ist unserer Macht entrückt. Schon manchmal stieg der See bei spiegelglatter Fluth fast einen Fuß hoch über das Ufer und ging plötzlich wieder zurück; oft drängen sich riesige Wassermassen in den schmalen nördlichen Arm zusammen, bis der Föhn über die Berge bricht und die strömenden Fluthen zurückwirft in das breite offene Becken. Bis in die innersten Tiefen wird dann die Fluth erregt, kein Schiff ist dann mehr sicher vor den rasenden Wogen und selbst die starken Dampfer wagen es kaum den Hafen zu verlassen! So herrscht der heiße Wind, der im Lenz und im Herbst über die Berge kommt, bis es Winter wird, bis der Frost die Wogen mit seinem eisigen Hauche bannt, daß sie stille stehen und wie eingeschläfert erstarren. Oh, wie schaurig ist es dann in wilder Dezembarnacht, wenn die gefangene Fluth an ihren Kerker pocht und ihn sprengt, daß mit brüllendem Schall das Eis von einem Ufer zum andern hirst!

Der Untersee gefriert alljährlich, die ganze Fläche aber schließt sich so selten, daß die betreffenden Jahre noch jetzt historisch sind. Der Merkwürdigkeit zu Liebe ward 1695 ein großes Schützenfest auf dem Eise gehalten, das gar fröhlich verlief. Die schaurige Seite hat uns Gustav Schwab in seiner bekannten Ballade gezeichnet. Wer denkt ohne Grauen an den Reiter, der ahnungslos über die stundenlange verschneite Fläche jagt — und diese Fläche ist der Bodensee!

Von der wirklichen Größe desselben und von dem Spielraum aber, den er den Elementen bietet, geben schließlich doch nur die Ziffern ein Bild, und so mögen auch sie am Platze sein; man muß bedenken, daß sein Umkreis 26 Meilen und seine Länge fast 14 Stunden mißt. Nimmt man hiezu die gewaltige Breite und die furchtbare Tiefe, so fühlt man gleichsam die kolossalen Wassermassen, die dieses Riesenbecken umschließt. Es handelt sich um Millionen, um Milliarden unserer Fassungskraft.

Mitten hindurch durch diese endlose Tiefe aber strömt unsichtbar der

Rhein. Die Natur hat ihn noch einmal zu sich genommen, in ihr stilles verborgenes Heiligthum, wie eine Mutter ihren wilden Knaben an sich nimmt in die stille Kammer und wenn er dann heraustritt, ernst und bewegt, dann ist sein Wesen gewandelt für alle Zeit.

Eine solche Stunde stiller Einkehr liegt hier — der Bodensee ist gleichsam das geheimnißvolle Gemach, wo dieser Wandel seines inneren Wesens sich vollzieht, denn von nun an, sowie er den See verlassen hat, gehört der Rhein dem großen thatenreichen Leben, hinter ihm liegt die Wildheit und die Gefahr der Jugend!

Unsichtbar ist er geworden, aber wenn wir auch seine Fluth nicht sehen, wir fühlen sie doch, wie sie da drunten pulst und strömt, und wie man es bei den Menschen gewahrt, daß sie edles Blut in den Adern tragen, so merkt man es hier, daß Rheinfluth durch die Wasser des Sees geht. Goldgrün und sonnenhell ist die Farbe der Ufer, wie sie die alten Sagen dem Rheine geben, und selbst bei wellenloser Fluth sieht man draußen jene leise getragene Bewegung: Das ist der Herzschlag des großen Stromes, der da in der Tiefe hindurchzieht.

Schon früh hat der Zauber, den diese Scholle besitzt, auch die Menschen gelockt; mit dem Schwert in der Faust drangen sie vor in die Wildniß und bauten ihre Städte ans Ufer, immer der Starke dem Stärkeren erliegend. Und noch jetzt wie zur Erinnerung der hundertfältigen Werbung, stoßen die Grenzen der Länder hier zusammen, Oesterreich und Baiern, Württemberg und Baden und mit dem Löwenantheil die freie Schweiz. Es ist ein Edelstein, der zu werthvoll schien, als daß ihn ein einziges Reich besitzen sollte; fünf Länder mit dunklem Walde und goldenen Saaten bilden die Fassung für das schimmernde Jewel.

Die ersten, welche kamen und mit den alten Rhättern um die Herrschaft rangen, waren die Regionen von Rom; die erste Stadt, die das Ufer schmückte, war Bregenz.

Schon Strabo und Plinius kannten sie unter dem Namen Brigantium, nach dem auch der See bezeichnet ward; der Ausdruck Bodensee oder Bodmansee stammt aus späterer Zeit. Ergreifend schön in ihrer kraftvollen Einfachheit ist die Schilderung, die uns ein römischer Autor vom Bodensee im vierten Jahrhundert macht; riesige Wälder reichten damals noch herab bis ans Ufer und auf den Fluthen dampften die Nebel; mühsam bahnte die Art den ersten Weg am Strande hin. Durch die „träge Ruhe des Sees“ aber (sagt der Erzähler dann) zieht mit reißender Gewalt und „schäumenden Wirbeln“ ein Fluß, der sein eilendes Wasser unvermischt bis zum Ausgang bewahrt.

Aber stark und geborgen stand in der herrlichsten Bucht des Sees das alte Kastell von Brigantium, und eine blühende Stadt erwuchs unter seinen

Flügel. Aber die Blüthe währte nicht lange; andere Stämme kamen und wurden wieder von anderen zertreten, — bis endlich aus Irland die ersten Glaubensboten herüberzogen und mildere Sitten brachten. Es war St. Gallus und Columban; auch sie fasten zuerst in dem südöstlichen Theil des Landes Fuß, da wo jetzt die Städte Bregenz und Lindau stehen, hier lag der Schlüssel für die Cultur des gesammten Gebietes.

So wollen denn auch wir an dieser Stätte beginnen zunächst mit Lindau, dessen junges Bild uns noch heute aus dem schönen Namen entgegenschaut. Jetzt wo der allmächtige Verkehr sich überall eiserne Pfade baut und festen Boden schafft, wo die Natur ihn nicht geschaffen, jetzt merken wir es kaum mehr, daß Lindau mitten auf einer Insel liegt, denn brausend trägt uns der Schnellzug bis in das Herz der Stadt. Damals aber, als unsere Ahnen ihr den holden Namen gaben, da war das grüne Eiland noch rings umspült von der blauen Fluth und keine Brücke führte vom Festland hinüber auf die sonnige Au, durch deren alte Linden der Wind zog.

Kirche und Kloster, die zur Zeit der Karolinger entstanden, waren die ersten Bauten von deutscher Hand und zu ihren Füßen siedelten sich bald die Grundholden an in reicher Zahl. Schon lang ehe Rudolph von Habsburg den Thron bestieg, war die Stadt zur freien Reichsstadt erhoben worden, und da ihre Lage vorzüglich war, kam Handel und Verkehr zu ungeahnter Blüthe. Mit den mächtigsten Städten des Reichs, ja selbst mit dem deutschen Hause in Venedig stand die Stadt in reger Beziehung und dieselbe Kühnigkeit bewährte sich auf geistigem Gebiet, als der erste Ruf der großen Reformation erklang.

Erst der dreißigjährige Krieg ward ein Wendepunkt für die Geschichte der Stadt; um sich der Fehde zu erwehren, ward sie befestigt und mit starken Außenwerken umgeben, allein das Alles schärste nur den Troß der Feinde. Tausende von Geschossen warf der zornige Wrangel in die belagerte Stadt, die von den Kaiserlichen vertheidigt wurde, und wenn er auch unverrichteter Dinge abzog, vom Hohne der Bürger begleitet, so war doch der eigene Wohlstand derselben für Jahrhunderte unterwühlt. Die Zeit, wo nahe an 30 Städte und über 1400 Wagen auf jedem Wochenmarkte zu Lindau erschienen, (wie Achilles Gaeßler uns stolz berichtet) war für immer dahin, mit dem Reichthum schwand auch die Bevölkerung und dringende Hilfe that noth als die Stadt 1806 an Baiern fiel.

So ward denn auch bald alles Mögliche zur Hebung derselben gethan, Straßen und Anlagen wurden gebaut und in den Rahmen der alterthümlichen malerischen Bastionen, die zum Theil noch erhalten sind, fügte sich rasch das bewegliche Bild moderner Entwicklung. Der Schwerpunkt der letzteren ruht naturgemäß in der Bahn, die auf einem ungeheuren Damme vom

Festland nach der Insel führt, und im Hafen, der nun der schönste am ganzen See geworden ist. Weithin wenn man auf blauen Wellen der Stadt entgegenfährt, sieht man die beiden Wahrzeichen derselben ragen, den prächtigen Leuchthurm mit seinem gezackten Gipfel und den alten Löwen der Wittelsbacher, der auf thurmhochem Piedestal gebieterisch seine Umschau hält. Nicht weit davon steht das Denkmal des Fürsten, welchem Lindau vor allem seine Blüthe dankt, des edlen Max.

Am meisten von Allem aber hob sich der Seeverkehr, dem nunmehr 25 Dampfer zu Gebote stehen, darunter ein Trajektschiff, das ganze Bahnzüge nach der Schweizerseite fährt. Das erste Dampfboot wurde, wie bekannt, schon im Jahre 1824 erbaut und zwar von dem Amerikaner Church; es trug den Namen des Königs Wilhelm von Württemberg, der seine Erbauung veranlaßt hatte und blieb bis 1847 in Dienst.

Aber auch früher schon gab es Fahrzeuge auf dem Bodensee, die zur Verbringung wahrhaft collossaler Lasten geeignet waren und häufig 2—3000 Centner luden, ein Riesensegel von 600 Ellen trug sie langsam hinüber nach Constanz.

Wie für die Schifffahrt, so war auch für den Fischfang Lindau Jahrhunderte lang der Mittelpunkt. Die Bürger der Stadt „übten den Zunftzwang“ und auf den Fischertagen, die sie alljährlich berufen, ward dann vereinbart, wie und wann man dieses ergiebigen Rechtes pflegen solle. Denn der See war reich an den kostbarsten Felchen und Lachsforellen, und jetzt noch fängt man im Frühjahr zu tausend den sogenannten „Gangfisch,“ der in Massen durch ganz Deutschland versendet wird. All' diese Privilegien hat Lindau längst verloren, freilich im Eintausch von Vortheilen, die ihm unendlich werthvoller sind; die Fischerei ist dormalen nahezu freigegeben und mit rühmenswürdiger Liberalität gönnt man den Gästen des schönen Sees ihr Vergnügen. Niemand erhebt eine Klage und die einzigen, die sich etwa dabei beschweren könnten: die Fische, — sind stumm.

So fühlen wir denn allerwärts den Wandel der neuen schaffenden Zeit, aber dennoch ist auch aus jenen waldgrünen Tagen, da nur die Barke der Allemannen vom Festland hinüberstieß, noch mancherlei Spur erhalten. Die sogen. „Heidenmauer“ gilt als Bruchstück des riesigen Wachtthurms, den Tiberius einst hier errichtet, die Peterskirche, die zur Stunde als Getreidelager dient, ist ein Denkmal der Karolingerzeit und das Rathhaus zeigt uns den schönen Stil der alten Reichsstadt. Noch heute ist das Wappen der Stadt eine Linde im weißen Feld und der schönste Punkt in der Nachbarschaft, der Lindenhof, wahr schon in seinem Namen den grünenden Ursprung.

Die Nachbarstadt von Lindau ist Bregenz und ob auch der Grenzstein zweier mächtiger Reiche sie trennt, so sind die beiden doch durch die Natur,

die anders theilt als der Mensch, verbunden. Wenn Lindau als Inselstadt erscheint so ist Bregenz eine Golfstadt im vollsten Sinne des Wortes und wenn man die eine bisweilen mit Venedig verglich, so hat man die andere das deutsche Genua und Neapel genannt. Wir wollen nicht mit dem Vergleiche rechten, geben uns rückhaltslos der Freude hin, die dieses herrliche Stück Land in jeder offenen Seele weckt, wir halten uns nicht an erdachte Bilder, denn vor uns liegt das herrlichste Bild der Wirklichkeit.

Sichelförmig biegt sich das blaue milde Ufer des Sees ein und in leicht ansteigenden Terrassen zieht sich die Stadt bergan, überragt vom hohen Pfänder und vom Gebhardsberg mit seinem schimmernden Kirchlein. Alte Wälder mit Buchen- und Tannenschlag liegen ringsum, wenn auch die Art, die heutzutage nicht mehr lichtet, sondern verheert, gar manche Lücke schlug. — Bergstadt und Seestadt sind hier vereint.

Der älteste Theil ist jener, der oben auf einem Hügel gelegen, welcher mäßig nach drei Seiten abfällt; dort stand, allem Vermuthen nach, das römische Castell, auch der Umkreis des alten damaligen Stadtbezirks ist durch zahlreiche Forschungen und Funde festgestellt. Grabfelder und zierliche Böden aus Mosaik, Statuen und Geschmeide und allerlei verrostete Münzen mit dem Bild der Cäsaren kamen nach tausendjährigem Verlorensein wieder ans Licht. Der Fuß der Hunnen hatte sie in den Grund getreten und die Erde hat sie gehütet.

Wie an der Riviera der älteste Theil der dortigen Städte möglichst ins Land hineinrückt und sich auf den Berghängen zusammendrängt, während die neuen Stadttheile der Küste, dem Verkehr entgegenstreben, so geschah es auch hier; das moderne rührige Bregenz steht unten am Hasen und an der Bahn. Es ist der schlagende Beleg, wie auch die bauliche Entwicklung der historischen Entwicklung folgt, denn früher war die Lösung der Städte Schutz und jetzt ist ihre Lösung Verkehr; ihr erster Anbau mußte nach jenem Punkte suchen, der als der sicherste erschien, ihr heutiger Anbau aber sucht jene Richtung, die am zugänglichsten erscheint.

Die Schönheit freilich findet dabei nicht immer ihr Theil, da kommen nüchterne Kasernen und riesige Lagerhäuser und nicht selten sinkt die Architektur aus dem Bereich der Kunst zum Rechenexempel herab. So und so viele Quadratsfuß — so viele Kammern — so viele Miethen, — darin gipfelt nicht selten das Genie der heutigen Baukunst.

Auch am Ufer von Bregenz ist man vor solchen Reflexionen nicht sicher, aber es sind doch immer nur Einzelheiten, die uns stören, im Ganzen wird man nicht leicht ein Städtlein finden, das uns so lieb und freundlich entgegenlacht; denn der größte Bauherr, der den Grundplan gezeichnet, war die Natur: ihren Linien fuhr die Menschenhand nur langsam nach.

Die Bevölkerung der Stadt ist klein und bekommt dadurch einen etwas offiziellen Anflug, daß sich alle möglichen Würdenträger hier zusammenfinden, denn wir sind ja in der Hauptstadt von Vorarlberg. Aber auch andere Würdenträger, deren Ansehen nicht auf kaiserlichen Dekreten ruht, ließen sich hier nieder, wie ja der Bodensee von jeher eine besondere Anziehung auf unsre Dichter geübt hat. Wie schön hat ihn Gustav Schwab besungen, wie gerne kommt Herman Ringg, der düster große Lyriker hieher; in Radolfszell lebt Victor Scheffel, der glückliche Schöpfer des Ekkehart und in Bregenz schreibt Alfred Meißner berühmte Romane. Wie wächst doch der Reiz eines Landes und der Zauber der Wanderschaft, wenn wir jede Raft am gastlichen Herde bedeutender Menschen genießen; auch das ist Sonnenschein auf der Reise!

Bregenz ist der Endpunkt des langen blauen Obersees, nur wenn die Luft von schneidender Klarheit ist, sieht man in weiter Ferne noch den Münsterthurm von Konstanz schimmern. Er ist das Ziel, dem uns der Dampfer nun auf langer Fahrt entgegen führt, aber zu beiden Seiten, am Deutschen, wie am Schweizer Strand winkt manch willkommener Halt und auf der hohen Fluth manch lachende Insel.

Drüben am linken Ufer sind Rorschach und Romanshorn die Mittelpunkte des Verkehrs geworden, zwischen beiden aber liegt auf einer schmalen Landzunge das seltsame Städtlein Arbon. Es war einer der auserlesenen Punkte am See, die schon von den Römern befestigt wurden und der Führer ihrer Cohorten wohnte dort im gewaltigen Castell, weit hinaus in den See war ein Hafen gebaut, dessen riesige Quadern noch jetzt auf dem Grunde sichtbar werden, wenn die Sonne durch den stillen Spiegel scheint. Der alte Name aber, der noch aus der heutigen Bezeichnung hindurchklingt, war Arbor felix (zum seligen Baum). Als die Römer vernichtet oder vertrieben waren, zogen die Lehenträger deutscher Fürsten in die Burg und in ihrem Kreise hielt noch der junge Conradin seine Raft, ehe er den todgeweihten Weg nach Wälschland nahm. Welch wunderbare tragisch-schöne Gestalt, wie er mit blauem Blick und goldenem Gelock vor unserem Gedächtniß steht am Scheideweg zwischen seliger Jugend und schwerer Mannespflicht, am Wendepunkt zwischen deutscher Herrlichkeit und deutscher Schmach. Wie gerne pflog er des Minnefangs, er, in dessen Adern das edle Blut der Stausen floß, wie oft mochte sein Lied vom Schloß zu Arbon herüberhallen über die blaue Fluth.

„Den Geist bekümmert um den Norden,

Das Herz dem Süden zugesehnt“.

H. Ringg.

Unter dem Beile sank sein goldenes Haupt und wie eines der großen Schmerzensworte, die ungesühnt in der Geschichte stehen, klingt noch heute der Name Conradin!

Das Dörflein und die Kirche, die wir drüben glänzen sehen, Arbon fast gegenüber, heißt Wasserberg, sie ist weit vorgeschoben aus Ufer und noch weiter das Pfarrhaus, an dessen oberstes Stockwerk die Wellen schlagen, wenn der See im Zorne stürmisch ist. Doch um so herrlicher hat es der geistliche Herr an sonnigen Tagen, da wölben grüne hochgewachsene Bäume ihr schattiges Dach über seinen Garten; daneben an der Lände tummelt sich fröhliches Volk in reger Geschäftigkeit, er aber wandelt beschaulich auf und nieder und fühlt sich auf seinem Grunde so sicher und stolz, wie es nur je seine Nachbarn gethan, die Grafen von Montfort.

Auch das ist ein Name von altem ehernem Klang; denn ihnen war viele Jahrhunderte das trohige Schloß zu eigen, das bei Langenargen steil in den See ragt, anfangs auf einer Insel, die später durch Dämme mit dem Festland verbunden ward. Kein Geschlecht war mächtiger im Gebiete des Rheinthals und des Bodensees und keine Burg war stattlicher als die ihre; selbst in den Ruinen trohete noch die alte Majestät.

Das Alles freilich ist jetzt verschwunden, um einem neuen künstlichen Baue Raum zu geben, den sich die Herrscher von Schwabenland errichtet; viele Tausende hat das neue Montfort verschlungen, aber die alten fluthumspülten Mauern wollen die Last der Gegenwart nicht tragen, die man ihnen aufgedrungen und immer wieder hört man davon erzählen, daß hier und dort die Pfeiler wanken.

Der eigentliche Sommeritz des schwäbischen Hofes aber ist das nur wenige Stunden entlegene Friedrichshafen, mit stattlichem Landungsplatz, den der Leuchtturm überragt und breitem Quai, auf dem sich das schwäbische Leben rührig und redselig tummelt. Soeben wird ein Bahnzug auf das riesige Trajektschiff geladen, das nach Romanshorn hinüberfähret, der Dampfer „Maximilian“ liegt mit rauchendem Schlot vor uns und übernimmt die Passagiere, die mit dem Schiff nach Constanz kommen. Welches Gewühl von Menschen und Waaren: die Lokomotive des Zuges pfeift, die Glocke des Schiffes schallt, halt — da will auch noch ein „Herrle“ mit; halt — eh' ihr die Brücke wegzieht.

Nun ist er athemlos, aber glücklich an Bord, das Schiff stößt ab und in wenigen Minuten trägt uns wieder der offene blaue Spiegel. Jetzt erst zeigt sich das Schloß in seiner vollen prächtigen Lage; mit langen Fensterreihen und breiten Terrassen, hohe Linden beschatten den Eingang und in duftigen Blumenbeeten breitet sich weithin der Garten aus, indeß der Wind mit der Flagge spielt, die droben vom Giebel weht. Nicht immer trug die reizende Stadt den Namen, der ihr heute zu eigen ist, ein Friedrichshafen giebt es erst in unserm Jahrhundert, nachdem das alte Kloster Hofen aufgelöst und mit der Reichsstadt Buchhorn zu einem Ganzen vereinigt ward.

Schon zur Zeit der Karolinger war Buchhorn eine Thingstätte, wo man öffentliche Verhandlungen pflog, die Herren aber, die dort saßen, hießen Grafen von Singgau.

„Das glänzt wie Meersburg“ sagten noch vor hundert Jahren die Leute, so hell und stolz blickten die Fenster dieser Burg, der wir nun nahen, herunter auf den See. Ihr zu Füßen liegt das kleine Städtlein gleichen Namens, das seine Gründung bis auf König Dagobert zurückführt. Hier war es, wo einst die Kirchenfürsten von Constanz den goldenen Sommer verträumten, wenn Friede im Land war und sich mit ihren Reichthümern verschanzten, wenn es Fehde gab. Schon an sich und durch seine steile Lage und seine alterthümliche Färbung erscheint uns Meersburg als ein festes wehrhaftes Städtlein, aber das meiste zu diesem Eindruck thun natürlich die beiden Schlösser, die das Häuserwerk überragen. Zwischen ihnen zieht sich eine klaffende Schlucht hin, die Bischof Nicolaus durch hunderte von Bergleuten sprengen ließ, um seine Burg noch fester zu machen. Ueberall auf den Höhen wächst herrlicher Wein und in der Ferne blicken die verschneiten Gipfel herüber vom Berner Oberland. Welfen und Stauffen waren Herren der Burg, der Bauer und der Schwede pochte an ihr Thor und drohte sie der Erde gleichzumachen, wie das eine Botschaft zeigt, die noch heute in Meersburg verwahrt wird. Es ist ein vergilbter Zettel an allen vier Ecken angebraunt und auf den schrieb der Oberst vom Horn'schen Regiment, daß es der Stadt nicht besser ergehen solle, daß auch sie an allen vier Ecken angezündet werde, so sie sich nicht ergeben wolle. Aber Meersburg ergab sich nicht.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts sah es auch hier gar öd und traurig aus; werthlos und ungeehrt standen die Mauern der alten Burg. Das Bisthum war aufgehoben und seine Güter säcularisirt und das Städtlein selbst war in badische Hand gekommen. Es war eine Zeit, die zwar mit Recht, aber doch auch mit Härte gar manches Bestehende zerbrach. Schier stand dem alten Schloß der Abbruch nahe, hätte nicht zur rechten Zeit einer der edelsten deutschen Männer es zu seiner Heimstätte erkoren. Freiherr von Cassberg, dessen Denkmal jetzt den kleinen Friedhof schmückt, ward der Gebieter dieser Räume; in den Sälen, wo einst die Bibliothek der Bischöfe stand, breitete er seine geistigen Schätze aus, Handschriften aus aller Zeit, und im Orker, wo sein großer Lehnstuhl stand, saß er selber und sonnte sich im Glanz der deutschen Sonne.

Schon die Geschichte von Meersburg weist uns nahe genug nach Constanz hin, aber auch der Weg ist nicht mehr weit, der uns in das Bereich der alten stolzen Bischofsstadt hinüber trägt. Constanz bildet gewissermaßen den Schlußstein des Obersees, dort theilt sich das ungeheure Becken in zwei schlankere Arme, von denen der eine nach der Stadt Ueberlingen genannt ist, während der

andere als Untersee (oder Zeltersee) bezeichnet wird. Auf diesen Armen ruhen die beiden wunderbar schönen Inseln Mainau und Reichenau, an denen wir landen wollen, sobald wir die Wanderung durch Constanz beendet.

Freilich erging es der Stadt nicht anders als Lindau und so vielen Städten des alten Reiches; ihre Bevölkerungszahl und ihre Bedeutung für das Ganze ging in kolossaler Weise zurück und an die Stelle der historischen Mission trat der Beruf für einen engeren bescheideneren Kreis den Mittelpunkt zu bilden.

Mit solchem Maßstab muß jetzt ihr Wesen und ihr Verdienst gemessen werden, dann aber läßt sich getrost behaupten, daß Constanz in vorderster Reihe steht. Seine 10,000 Bewohner holen an geistiger Freiheit nach, was seine 40,000 versäumten; denn so zahlreich war die Bevölkerung während des berühmten Concils, das seine Thaten mit dem Tod des großen Huß, statt mit der Reinigung der geistlichen Sitten krönte.

Die Gründung der Stadt reicht weit zurück bis auf die Alemannenkämpfe des Kaisers Constantius, der kolossale Unterbau des damaligen Kastells ward noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gefunden, als die Schweden dort ihre Schanzen gruben.

Schon frühe begann ihre Blüthe und damit ihre historische Bedeutung für das ungeheure Reich, denn fast alle deutschen Fürsten bis auf die Stauffen herab zogen durch ihr Thor und lohnten ihre Gastfreundschaft mit reichen Ehren. Als Karl der Große nach Rom zog, um dort die Kaiserkrone zu holen, hielt er mit Hildegard in Constanz Rast und nicht selten begingen die deutschen Könige hier das Weihnachtsfest oder die Ostern. Glänzende Fürstentage wurden gehalten, an denen die Großen des Reiches sich um ihr Haupt versammelten: in Constanz war es, wo die Gesandten von Mailand vor Barbarossa traten, wo er die goldenen Schlüssel empfing, die ihm die italienischen Städte als Zeichen der Unterwerfung gesendet.

Aber all die Pracht, die man dabei zur Schau trug, verschwindet neben jenem Schauspiel sinnlicher und sündiger Prachtentfaltung, das unter dem Namen eines heiligen Konzils zu Constanz bekannt ist.

Es war im Jahre 1414; der wilde Geist des Uebermuthes, der Trägheit und Sittenlosigkeit war verwüstend in den großen Bau der römischen Kirche eingedrungen. In den Klöstern sang man Minnelieder und jeder Streit mit den geistlichen Nachbarn ward mit der Faust auf offener Straße ausgekämpft; es hatte einen Abt von Reichenau gegeben, der mit seinem ganzen Kapitel nicht einmal schreiben konnte. An der Spitze dieses wilden Treibens aber standen die Gegenpäpste, die sich wechselseitig befehdeten. Johann XXIII., Benedikt XIII. und Gregor XII.; niemand wußte mehr, wer Herr und Diener

sei und doch wer am meisten litt, das waren jene, die es redlich mit ihrem Glauben meinten.

Um solchen Uebelstand zu bessern und die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, ward das Concil zu Constanz berufen und so ward unsere kleine Stadt vier Jahre lang der Mittelpunkt der europäischen Geschichte.

Mit reizender Lebendigkeit erzählt uns Ulrich von Reichenthal, ein Zeitgenosse jener Tage, den Aufzug der Fürsten und Prälaten, wie „allgemach viele Herolden und Pfeifer kamen,“ und allerlei Knechte, um eine Herberge auszurüsten. „Die bestellten Betten und Stroh, und schlugen ihrer Herren Wappen an die Häuser und Thüren.“

Schon um Mitte August kam der Cardinal von Ostia an, der als Erzkonzler der heiligen Kirche mit den Vorbereitungen betraut war; mehr als 80 Pferde standen in seinem Gefolge. In voller Rüstung, vom Kopfe bis Fuß geharnischt, ritt der Erzbischof von Mainz herein; von Grafen und Rittern umgeben, mit 21 gerüsteten Wagen und mehr als 500 Pferden der Markgraf Friedrich von Meissen.

Immer mehr füllte sich die Stadt, verblüfft sahen die guten Bürger drein, denn selbst aus dem Morgenland und aus dem fernsten Norden kamen die Abgesandten, man wußte nicht, was aus all der Pracht noch werden sollte.

Erst im späten Herbst, als es in den Alpen schon zu schneien begann, erschien auch der Papst (Johannes); der Schlitten, der ihn über den Arlberg herüberbrachte, warf um und wäre fast im Schnee versunken, bevor er glücklich nach Thurgau herunterkam. Dort empfing ihn mit allen Ehren der Herzog Friedrich von Oesterreich, der ihn mit seinen Reifigen nach Constanz geleitete, wo der feierliche Einzug statthaben sollte. Vor dem Thronhimmel, unter dem er ritt, im weißen päpstlichen Ornate, schritt ein Pferd, das „eine Schelle um den Hals“ und das hl. Sakrament auf dem Rücken trug; vier Rathsherrn hielten den Baldachin und zu tausend und aber tausenden strömte das jubelnde Volk herbei. Nur einer fehlte noch, das war der Kaiser Sigismund, aber endlich am Weihnachtstage erschien auch er, an der Seite seiner Gemahlin und von zahllosem Gefolge umgeben. Immer mehr wuchs der Zuzug der Fremden, die man nach einer mäßigen Schätzung auf 80,000 bezifferte; zur Zeit des höchsten Andrangs sollen es 150,000 Menschen gewesen sein, die über 30,000 Pferde verfügten. Alle Schaulust, alle Erwerbsucht Europas strömte hier zusammen, Constanz war der Mittelpunkt des fürstlichen Hochlebens geworden, und mehr als tausend fahrende Frauen dienten zur Ergözung der würdigen Prälaten.

Wie aber stand es mit den großen Pflichten, zu deren Erfüllung die Versammlung berufen war und mit den Reformen, deren die Christenheit so

dringend bedurfte; was bedeutete das Concil von Constanz für die Entwicklung unserer vaterländischen Geschichte und für das Heil der Menschheit?

Nichts und weniger als nichts. Denn wenn man diese Frage stellt, dann sinkt mit einemmal der Prunk, den man dort entfaltete, in Schutt und Schmach zusammen, nicht eine Ehrenthat, sondern eine Unthat steht dann vor unseren Blicken.

Zwar hatte man es mit Mühe dahin gebracht, daß die drei bestrittenen Päpste ihrer Würde entsagten um einem vierten das Feld zu räumen, aber gar bald darauf brach Papst Johannes seinen feierlichen Eid, entfloß vom Concile und wollte von Italien aus seine Herrschaft aufs neue befestigen. Allein die Verhandlungen, die das Concil unterdessen über seinen Lebenswandel pflog, gaben ein so schauerliches Bild des Lasters, daß er feierlich abgesetzt und Cardinal Colonna an seiner Stelle erwählt ward.

Bald jedoch folgte diesem düsteren Bilde ein zweites, das an Grausamkeit seines Gleichen sucht. Viel leichter, als der eigenen Verkommenheit entgegen zu treten, war es natürlich die Kezer zu verdammen und in diesem Rächeramt erblickte nunmehr bald das Concil seine wesentlichste Pflicht. Der Anhang, den die Lehre des Johannes Huf in Böhmen gefunden, hatte längst den Haß der Römer erweckt und so ward denn der berühmte Lehrer von Prag nach Constanz berufen, um sich dort vor der Versammlung zu verteidigen. Mit aller Zuversicht hatte ihm Sigismund freies Geleit und den Schutz seines Lebens versprochen, aber wie zuerst der Papst, so brach jetzt auch der Kaiser sein Wort, man hatte ihn rasch zu überreden gesucht, daß man „Kezern“ gegenüber ja nicht zur Treue verpflichtet sei. Die Hinrichtung des großen unerschütterlichen Mannes der mit stoischer Ruhe den Scheiterhaufen bestieg, ist ein ergreifendes Bild, das man nicht schildern kann ohne zornige Beschämung.

Unter furchtbaren Flüchen riß man ihm erst die geistlichen Kleider ab, die langen Haare wurden ihm geschoren und eine rostige Kette um den Hals gehangen, aufs Haupt aber setzte man ihm spöttlich eine Krone mit Teufeln bemalt. Er stellte sich nicht zur Gegenwehr und flehte nicht um Gnade, aber auf dem ganzen Wege betete er laut, daß Gott seinen Feinden vergeben möge und noch in den Flammen pries er den Herrn und sang, bis der Rauch seine Stimme erstickte und die zusammenbrechende Gestalt mitleidig verhüllte.

So starb der „Kezer“, — die Kirche aber, deren Wesen in der Liebe des Nächsten ruht, hatte eine neue Blutschuld auf sich geladen. Für die wichtigste Aufgabe, die man sich gestellt, für die Reinigung an Haupt und Gliedern war nichts erwirkt, die Lösung dieser Pflicht sollte nach öffentlichem Beschluß einer „späteren“ Versammlung überwiesen werden. Nicht ohne ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit ging man nach vollen vier Jahren auseinander, aber selbst den Abzug deckte noch Schmach; denn so tief war Kaiser Sigismund

verschuldet, daß die Bürger ihn nicht reisen ließen, ehe er ihnen sein ganzes Gepäck als Pfand zurückließ. Jahrhunderte lang blieb dasselbe im Gewahrsam der Stadt, doch als man die Kisten endlich erbrach, weil jede Hoffnung auf deren Einlösung schwand, da fand man statt der silbernen Tafelgeräthe — kalte Steine.

Das war der Verlauf und das Ende des großen „heiligen“ Concils zu Constanz, ein Kaiser und ein Papst, die Verräther an ihrem eigenen Worte wurden, eine Ueberfluthung der Stadt mit fahrenden Dirnen und uneinbringlichen Schulden und zu dem allen der Scheiterhaufen des Johannes Hüpfürwahr, ein Brandgeruch zieht noch heute durch diese großen Erinnerungen.

kehren wir nun aus der Geschichte in die Gegenwart zurück, so findet man auch in der jetzigen Erscheinung der Stadt noch mancherlei, was an jene Zeiten gemahnt. Vor allem ist das Kaufhaus bemerkenswerth, in welchem damals das Conclave gehalten wurde; ein kolossaler Bau, der dicht am Wasser steht, der untere Theil gemauert, der obere von bräunlichem verwittertem Holze, daß es fast den Eindruck einer riesigen Scheune macht. An den vier Ecken des Daches aber zeigt sich ein kleiner erkerartiger Vorsprung, der dem an und für sich etwas schwerfälligen Bau ein originelles Ansehen giebt. Hier im ersten Stockwerk ist der sog. „Conciliums-saal“ ein ungeheurer aber ziemlich niedriger Raum, dessen Decke von Säulen getragen wird, und der jetzt ganz mit hellem Holze vertäfelt ist. Die Fresken, welche die Wände schmücken, stellen die wichtigsten Momente aus der Geschichte von Constanz dar; sie sind zum Theile noch im Werden begriffen und auf den hohen Gerüsten, die zur Rechten und Linken erbaut sind, steht emsig pinselnd der Maler. Wie bekannt, sind beide Künstler, die mit der Ausführung derselben betraut wurden, aus München; der eine von ihnen ist Ph. Schwörer, welchem die alte Farnstadt gar manches treffliche Wandgemälde verdankt, der andere Friedr. Pecht, der berühmte Kritikus, der aus einer Constanzter Familie stammt.

Unter den Kirchen von Constanz ragt historisch und architektonisch der Dom hervor, der in der Mitte des ersten Jahrhunderts begonnen ward. Freilich kam mancherlei Zuthat im Laufe der Zeit um den romanischen Styl, in welchem die Kirche anfangs gedacht war zu gothisiren, auch ein furchtbarer Brand, bei dem die sämtlichen Glocken schmolzen, griff verwüstend ein, allein trotz alledem ist das Münster noch immer die stattlichste Kirche am ganzen See. Durch den Bischofsstiz, der seit 553 in Constanz bestand, war sie reich geworden und durch eine Reihe bedeutender Männer, die hier gewirkt, fügte sie zum Reichthum auch noch den Ruhm.

Die Bevölkerung der Stadt ist jetzt überwiegend katholisch, aber nur das Schwert hat sie dem alten Glauben zurückgeführt. Denn die Eindrücke, welche

aus den Tagen jener großen Versammlung übrig blieben, gingen so tief, daß die Bürger der Reformation mit offenen Armen entgegenkamen und der Bischof bereits voll Grimm die Stadt verließ. Immer entschiedener trat die lutherische Gesinnung zu Tage und da die Stadt sogar das Interim zurückwies, das ihr Karl V. auferlegt, so kam es zum offenen Kampfe. Es war eine jener Fehden, in denen das Selbstgefühl der Bürgerschaft mit verzweifelteter Muth der fürstlichen Uebermacht entgegentrat; auf der Rheinbrücke stießen die Soldaten der Stadt mit dem spanischen Fußvolk zusammen, das der Kaiser wider sie gesandt, und nach mörderischem Gemetzel behielten sie wirklich die Oberhand.

Freilich war es ein Pyrrhusstieg, der hier gewonnen wurde, denn der Kaiser lohnte den Heldenmuth seiner Feinde mit der Acht und nahm die Stadt, die bisher freie Reichsstadt gewesen, ins Eigenthum der österreichischen Lande. Alle Protestanten mußten sich flüchten, ihre Güter wurden eingezogen — der Glaube war gerettet.

Noch einmal hatte Constanz schwer unter der Noth des Krieges zu leiden, als die Schweden vor seinen Thoren lagen; dreimal stürmte Feldmarschall Horn gegen die Mauern der Stadt, bis ihn die furchtbare Gegenwehr der Bewohner zum Abzug zwang. Dann erst kamen stillere Zeiten, Handel und Gewerbe begannen langsam wieder empor zu blühen und die Natur trug unverkümmert ihre goldenen Schätze, aber ein Wandel war doch für allezeit und unabänderlich vollzogen. — Aus der mächtigen freien Reichsstadt war eine stille schlichte Provinzstadt geworden, und nur eines gemahnte noch an die große Vergangenheit, ein Zug zur Freiheit, die die Stadt auf jede Weise be-
thätigte und den sie vor allem jetzt auf kirchlichem Gebiete bekundet. Auch manche edle Hand kam ihrem Streben fördernd zu Hülfe, wer dächte hier nicht mit Dank an Kaiser Joseph II. und an den großen Wessenberg? Und so scheiden wir doch mit einem wohlthuenden Gefühle.

Was uns jetzt noch zu betrachten erübrigt, das sind die beiden großen Inseln, die ebenso wie Lindau schon in frühesten Zeiten als Auen bezeichnet wurden, die eine nach ihrem Reichthum, die andere nach holder Malenluft: Mainau und Reichenau.

Lange Zeit gehörten die beiden zusammen, Mainau war nur ein Nebengut der großen Abtei im Untersee, bis die Aebte es als Lehen vergabten; erst aus zweiter Hand kam es dann an den deutschen Orden, der die herrliche Commende bis 1806 besaß. Mit mächtigen Flügeln stand das breite fürstliche Ordenshaus auf dem hohen Plateau der Insel, eine Mischung von Burg und Kloster; in den Gängen und den prächtigen Sälen hingen die Wappenschilder der hohen Comthure und in der Ordenskapelle des Hauses klang die geweihte Glocke. Weithin über den See scholl ihr friedvoller Klang, drüben

glänzte der Säntis und in verschwommener Ferne das alte Bregenz. Die Fremden aber, die die Insel besuchten, fanden in der Meierei und der Herberge, die damit verbunden war, gastlichen Unterstand. Aber auch später noch, nachdem die Commende längst im Anprall der Zeit gefallen war, bildete doch der Nimbus des Ordens und seiner adeligen Herren noch immer das eigentliche Gepräge der Insel und der alte gutmüthige Wirth saß stundenlang bei seinen Gästen und erzählte ihnen von den geharnischten Rittern, von Hippolt und Werner Hundbiß, der das Eiland wider die schwedischen Schiffe vertheidigte — als wäre er selbst dabei gewesen. Erst jetzt seit die badische Herrscherfamilie ihren Sommerstiz hier aufgeschlagen, sind jene vergangenen Bilder im Glanz der Gegenwart verblichen.

Ganz verschieden ist das Bild, das die Nachbarinsel Reichenau im Untersee vor uns erschleßt; ihr Umfang ist bedeutend größer und ihre Geschichte viel älter; keine Scholle Land ringsum war ihr an Ruhm und Reichthum überlegen. Unter den zahllosen Klöstern, die das frühe Mittelalter schuf, war Reichenau vom Glücke förmlich auserlesen, vier Erzherzöge und nahe an zwanzig Grafen waren seine Lehensmänner und wie Karl V. sich rühmte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, so rühmte sich der Abt von Reichenau, daß er allnächtlich auf eigenen Boden schlafe, wenn er nach Rom zum Papste ziehe. Er war Fürst des hl. römischen Reiches und Kaiser und Fürsten saßen bei ihm zu Gast, die edelsten Ritter aus den Nachbargauen dienten ihm als Truchseß und Mundschenk, wenn er mit seinen Gästen zur Tafel schritt. Aber nicht nur den Genuß der Sinne, auch der Genüsse seiner geistiger Kraft pflegten sie in Reichenau und die Mönche waren stolz darauf, daß im ganzen Süden des Reichs keine Stätte stand, die ihr an Bildung gleichkam. Von allen Seiten sandten die Großen ihre Söhne und mehr als achtzig Bischofsstize wurden mit den Schülern der Abtei besetzt.

Allein das Glück war zu verschwenderisch gewesen, um dauerhaft zu sein. Schon unter den Stauffen kam der Wendepunkt und mit reißender Gewalt brach der Verfall herein. Statt edle Gedankenarbeit zu üben, zogen die Mönche nach Ulm zur Fastnacht, wo sie mit den Frauen tanzten und spielten, so daß der Abt alle Güter, die er dort besaß, verkaufte, um ihnen die Stadt zu verschließen. Eine Habe nach der andern ging dahin, um die Schulden zu decken und bald war die Rente des Klosters, die einst an 50,000 Gulden betragen, auf drei Mark Silber herabgesunken. Mit jeder Stunde wuchs die Verwilderung, ja es gab einen Augenblick da das gesammte Kapitel nicht mehr des Schreibens mächtig war und mit eigener Hand riß der Abt fünf arglosen Fischerleuten die Augen aus, weil sie Untertanen der Stadt Constanz waren, mit der er in Fehde lag. Schon lange hatten die Bischöfe der Nachbarstadt deßhalb den Plan gefaßt, die Reichenau an sich zu ziehen,

nun schien die Stunde gekommen, wo ihnen die reife Frucht von selber in den Schooß fiel. Gegen eine Summe fand sich der Abt bereit, den Verrath zu üben, er lieferte selber das Kloster an Constanz aus und damit waren seine Würfel für alle Zeiten gefallen (1540).

Das sind die Gedanken und Erinnerungen, deren man nicht ledig wird, wenn man über die breite herrliche Insel wandert. Es ist uns seltsam dabei zu Muthe; noch steht die alte Kirche mit einem Thurm aus Hatto's Zeiten; wir schreiten durch das geschnitzte Portal an den grauen Pfeilern hin, an Gräbern vorbei, auf deren steinerner Decke Krummstab und Insul prangt, aber wehmüthig düster scheint das gebrochene Licht, das uns umfängt. Es ist ein Zug der Ohnmacht, der durch diese Stätte geht, und wie der stumme Träger derselben blickt uns das Kaisergrab Karl des Dicken an, der entthront und enterbt hier starb.

In der Sakristei, wo die eisernen Riegel knarren, liegen die Schätze und Heiligthümer der Abtei verwahrt, Evangelienbücher auf zierlichem Pergament, Monstranzen und Kelche, kostbare Gewänder und elfenbeinerne Schnitzereien. Auch ein riesiger „Smaragd“ im Gewichte von mehr als 20 Pfund liegt dort, der freilich in unseren Augen nicht mehr ist, als grünes Glas.

Unbewußt athmen wir auf, wenn wir wieder heraustreten aus diesen dämmerhaften geistig verarmten Räumen in die freie Natur, die allein noch den Namen verdient der — reichen Au. Fruchtschwere Bäume und sonniges Weinland umgeben uns, aus den grünen Wiesen lugen drei Dörfer hervor: Ober-, Mittel- und Untorzell, am Uferrand glänzt die Ruine der alten Scopula-Burg, auf der sich die Mönche in drohender Zeit verschanzten. Und das Alles überströmt vom warmen Sommerdust, das Alles umspült von blauer Fluth, überall steigen am Strande weißblinkende Städtlein und Dörfer auf; Innang und Horn, Steckborn gen Süden und gen Norden Sankt Adolfszelle.

Nun aber ändert sich mächtig die Gegend; ein eigenartiger Kampf zwischen Wasser und Land beginnt, immer mächtiger drängt sich der Seegrund gegen den seichten Spiegel, es rüstet sich der Rhein zum Austritt. Schon nach Reichenau hinüber ist der Weg durch den See so flach, daß man zur hohen Sommerzeit fast trocken hindurch kommt.

Es ist Schweizerland, das wir jetzt betreten. Das mächtige Schloß, das wir da drüben sehen, wo der Rhein aus dem Obersee in den Untersee hinabströmt, heißt Gottlieben. Melancholisch und grau schauen die kantigen Thürme drein, von denen der Dichter mit Recht behauptet, daß sie der Unmuth erbaute und daß sie nur traurige Gäste gesehen. Grollend zog sich der Bischof von Constanz hieher zurück vor dem Hasse des großen Staufenkaisers Friedrich II. Hier lag Johannes Huß gefangen, eh' sie ihn auf den Scheiterhaufen

führten, hier hielt man den ruchlosen Papst Johann in Verwahr, als er sich während eines Ringelstechens in Botenkleider warf und vom Concile floh.

Ja selbst die letzte Hand, die zur Wiederherstellung und zum Schmucke des alten Schlosses thätig ward, war ohne Segen, es war die Hand des dritten Bonaparte, Louis Napoleon, der den Bau in gothischem Style renoviren wollte. Wie bekannt wohnte er in dem nahen Arenenberg, das die Königin Hortense von einer Patrizierfamilie erworben und durch reizende Anlagen verschönert hatte; von hier aus ging er nach Paris als Präsident der Republik, der bald genug der zweite Dezember folgte. Er hatte den stillen beschaulichen Landsitz vertauscht mit den Tuilerien und fast zwei Jahrzehnte lang folgte Europa bange seinen verschleierten Worten; er hatte die Schlachten von Sebastopol und Magenta geplant; einsam und vergessen lag das kleine Arenenberg.

Nun ist es wieder bewohnt, der Park ist dem Fremden verschlossen, aber drinnen auf den feinkleinsten schattigen Wegen, wo einst die Mutter des Prinzen ging, wandelt jetzt eine schwarze Frau mit bekümmerten Mienen — die Wittwe des Kaisers. Arenenberg ist der Ausgangspunkt und der Schlüsselpunkt für diesen Circulus vitiosus, den die Weltgeschichte das zweite Kaiserreich benennt.

Immer schmaler wird nun der See, schon krümmt sich das enge Becken, wie der Lauf eines Stromes, der den Hindernissen auszuweichen sucht, schon tritt das Wasser des Rheines deutlich hervor aus dem Wasser des Sees.

Der Ort, wo die Lösung vollzogen ist, wo der große Strom wieder frei und eigen herrscht, heißt Stein am Rhein, ein Städtlein, das sich merovingischer Abkunft rühmt. Es hatte Mauer und Graben und war eifersüchtig auf seine Freiheit bedacht, denn hoch zu ihren Häupten saßen die Herren von Klingen und mancher streitbare Feind lag in der Nachbarschaft bereit. Hatte sich doch der eigene Bürgermeister eines Tages mit den Burgherren des Höhgau verschworen, ihnen die Stadt in die Hände zu spielen; ein nächtlicher Ueberfall fand statt, aber die Bürger erwehrten sich mit ungeahnter Kraft des Feindes und stürzten den Verräther in einem Sacke in den Rhein.

Ohne Zweifel zählt der Höhgau, den wir eben genannt, zu den wichtigsten Strichen im ganzen Gebiete des Bodensees; sein Name aber, der schon zu Zeiten Karl Martell's erscheint, will die zahlreichen Felsenfegel bedeuten die wie erratische Blöcke Flur und Wald überragen. Welch' geheimnißvolle Gewalt hat sie aus dem Schooß der Erde emporgeschleudert oder aus unermeßlichen Höhen herabgewälzt, Feuer und Wasser sind hier thätig gewesen und auf den trozenden Ruppen bauten die Menschen ihr Haus und krönten mit ihrer Kraft die Kraft der Elemente. Mehr als vierzig Burgen standen ehemals im Höhgau und die ältesten Geschlechter des Reichs waren hier daheim, das schönste Bild deutscher Vergangenheit, das je geschaffen ward, in dem sich

herbe Kraft und süße Minne so seltsam mischt, ist in den Rahmen dieser Landschaft gefaßt. Eckehard! — Hier war sein Thurmgemach auf Hohentwiel; wo man hinabsteht über den weiten blauen Bodensee, wohnte Hadwig, die gelehrte Herzogin von Schwaben. Wie eine hohe Warte, die der Gau gegen Strom und See hinausgestellt, liegt jetzt die prächtige Ruine auf dem Felsen, nahe dahinter, und noch steiler die Ruine Hohenkrähen. Welche Erinnerungen birgt dieser Fels, es ist ein Denkstein der Erdgeschichte und der Geschichte unseres Volkes.

Ziemlich am Fuße des Hohentwiel liegt das Städtchen Singen und die zahlreichen römischen Alterthümer, die man dort gefunden hat, lassen errathen, daß schon die Legionen des Tiberius sich diesen prächtigen Waffenplatz ersahen. In dem Maierhof, der am Aufstieg zur Burg gelegen ist, schließt sich den Fremden ein Führer an, der schweigsam mit klirrendem Schlüsselbund vorangeht, an der alten Linde und an der steilen Felswand vorüber, durch deren graues Gestein bisweilen röthliche Adern ziehn. In einer Viertelstunde haben wir die eigentliche Weste erreicht, zertrümmerte Bastionen, Graben und Wall umgeben uns und wenn auch Alles zerfallen ist, so spricht uns doch überall noch jetzt ein Zug der Stärke an, den weder die Zeit noch der Feind zerstören konnte. Freilich hat auch mancher von ihr viel Leid erfahren, denn unter den zahlreichen Zwecken, denen der mächtige Fels im Lauf der Zeiten diente, war einer, der gar düster klingt. Sie war der Kerker, in welchem Männer wie der edle Moser schmachteten, den mancher mit grauen Haaren verließ, der einstens goldenes Gelock hineingetragen.

In der Mitte des XVI. Jahrhunderts kam Hohentwiel an Württemberg, dem es noch heute als Enclave in badischem Gebiet zu eigen ist.

Hoch schlugen die Wogen des dreißigjährigen Krieges an seine Mauern, aber der tapfere Widerhold, dem der Schutz des Platzes anheimgegeben war, blieb unerschütterlich und erlag weder dem Eisen noch dem Gold der Feinde. Er hat die Inschrift verdient, die ehemals vor dem zersprengten Hauptportal des „vösten Hauses“ eingemeißelt war:

Der Feind hat's fünfmal zwar geschreckt
Doch hat der Herr zum Schutz erweckt
Den Widerhold, der fünfzehn Jahr
Daselb' beschützt in Feind's Gefahr.

Freilich war nicht immer ein Widerhold Gebieter auf dem Hohentwiel und so unbezwinglich auch die Weste schien, so schlug doch auch ihr die Stunde. In den Abgrund von Schmach und Noth, der an der Wende unsres Jahrhunderts steht, der Reiche und Dynastien begrub, versank auch der Stern des Hohentwiel. Wer hat ihn zerstört? — dieselbe Hand, die damals durch ganz Europa die Zerstörung trug, die Soldaten Bonaparte's die 20000 Mann stark Grenzboten I. 1875.

im Höhgau lagen. Unter Widerspruch eines einzigen Lieutenants hatte das Offiziercorps der Besatzung capitulirt, die Bedingungen aber, welche an die Uebergabe geknüpft waren, blieben durch einen Handstreich der Franzosen vereitelt. Fast ein halbes Jahr dauerte die Schleifung und Sprengung der Festungswerke, nicht nur in die Bauten, sondern in den Felsen selber wurden Minen gelegt, aber es waren doch nur Splitter, die man dem trotzigem Sitze der schönen Hadwig abgewann. Fünfhundert Bewohner der benachbarten Dörfer waren dabei zum Frohndienst aufgeboten.

Das ist die letzte schwere Erinnerung, die den Hohentwiel umgibt, aber es soll nicht der letzte Eindruck sein, mit dem wir scheiden. Sie konnten das Mauerwerk zu Boden reißen und die würdigen Bilder in den steinernen Hallen, aber ein Bild war unantastbar und unvergänglich, es war den Händen der Zerstörer ebenso wenig erreichbar, als es die entzückte Schilderung erreicht. Blickt hinaus in die goldene Weite und in die blaue Tiefe, dann liegt es vor Euch im hellen Morgenduft, dies herrliche Bild — eine Bergeskette, die vom Montblanc bis an den Ortler reicht, ein Land, das die Fülle seines Segens kaum tragen kann. Die Perle aber, das funkelnde Juwel, das uns aus dieser offenen Schatzkammer der Natur entgegenblinkt, das ist der blaue leuchtende See, über dessen lange Fläche unser Auge schweift.

In uralter Zeit, weiter zurück als das Dasein und der Gedanke der Menschen reicht, war auch der Höhgau ein Bestandtheil dieser Fluth, man gräbt noch jetzt aus dem kieseligen Boden zuweilen Zähne aus, die fast einen Zoll in der Länge haben und von riesigen Fischen stammen, wie sie das riesige Wasser gebar. Dann aber trat die Fluth langsam zurück, Zoll um Zoll mit der Erde ringend, bis sie ihre Grenzen in dem tiefen Becken fand, das heute lachend vor uns liegt, als friedliches Denkmal sturmvoller Gestaltung. Welch ungeheurer Horizont, welche Wärme in diesen Farben, welcher Vollklang in diesen Tönen, wenn alle Glocken zu Abend läuten!

Nun neigt sich der flammende Ball zum Untergang, wie der Widerschein eines riesigen Feuers schimmert es über die Fluth, dann zieht das graue Gewölk seinen Schleier über den Rand der glühenden Scheibe, immermehr, immermehr von ihr verhüllend. Das Gold wird zum Purpur und der Purpur wird violett, nun ist der letzte schmale Sonnenstreif hinabgesunken und mit herber Frische kommt der Abendwind. Wie mag das mächtige Segel fliegen, das wir in weiter Ferne auf der Fluth gewahren, aber bald ist auch das Segel verschwunden in dem ungeheuren Weben der Dämmerung.

Das Schiff mit seinen Mannen gehört dem Abte der Reichenau, auf dem Hohentwiel aber steht Hadwig in des Fensters Wölbung und lernt, was ihr vorgeschrieben ist, leise und laut; bis zu Ekkehard's Saal klingt ihr einförmig Hersagen: „amo — amas — amat.“ — — —